

VI.

Vom Müllermeister & Bäckergesellen zum Mariannahiller Missionar

Bruder Matthias Paul Sutterlüty
(1933–1983)



"Für den, der glaubt,
wird das letzte Wunder
größer sein als das erste."

DAG HAMMARSKJÖLD

Von der Sehnsucht nach Gott & dem Wunsch, Menschen zu helfen

Beim Recherchieren und Erarbeiten dieses Lebensbildes, vor allem beim Lesen seiner zum Glück sehr zahlreichen uns erhaltenen Briefe, fiel es mir momentan schwer, das treffende Zitat an den Anfang dieser Kurzbiografie zu stellen. Nicht, weil das Leben und Wirken des Mariannahiller Missionars so schwer zu begreifen und einzuordnen wäre; ganz im Gegenteil, weil es so reich war an geistigen Werten, sodass nicht nur ein, sondern viele Sinnsprüche darüber gestellt werden könnten. Nicht nur, was Hammarskjöld schrieb, passt auf Bruder Matthias Paul Sutterlüty, sondern viele andere Aussagen passten auch ... Zum Beispiel der Satz Sören Kierkegaards: "Meine Aufgabe ist es, Platz zu schaffen, damit Gott kommen kann."

Vielleicht könnte man dieses Wort des dänischen Denkers sogar in besonderer Weise umdeuten als Quint-Essenz dessen, was er – Bruder Matthias – als Ordensmann und Missionar bewirken wollte.

Es käme in etwa auch dem nahe, was Sheila Davis mit ihrer Aufforderung meinte: "Try to reduce your personal experience to a simple thought!" (Versuche deine persönliche Erfahrung auf einen einfachen Gedanken zu konzentrieren/zu reduzieren!) Liest man die Briefe des ermordeten Missionars, vor allem jene, die aus den ersten und letzten Jahren seines Erwachsenenleben stammen und vorab an die eigenen Verwandten gerichtet waren, dann kommt man zu dem Schluss, dass er in der Tat nur ein einziges Ziel verfolgte: Gott zu dienen – und den Menschen behilflich zu sein. Eben "Platz zu schaffen, damit Gott kommen kann".

Sein tragischer Tod am Embakwe-Damm (wir kommen darauf später zurück, auch mit Details) war kein Heldentod. Aber sicher auch kein feiges Sich-Ergeben. Er war "in Sicht", angesichts der politischen Umstände damals. Über die Täter, wer immer sie waren, welches Motiv sie getrieben haben mag, und auch über den Tathergang – darüber gibt es keine endgültigen Erkenntnisse. Wir können nicht ausschließen, dass Einheimische der Umgebung am Mord beteiligt (oder doch interessiert) waren, nachdem man anfangs "militante Banden" (Restgruppen aus dem Bürgerkrieg) dafür verantwortlich machen wollte.

So oder so – die Briefe des Mariannahiller Missionars beweisen es überdeutlich: Bruder Matthias wusste um die Gefahren; er wollte nicht fliehen; wollte die Menschen, zu denen er sich gesandt fühlte, nicht im Stich lassen. Schon diese Haltung gibt ihm den Anstrich eines Zeugen. Und was heißt "Märtyrer" anderes als "Zeuge" sein – Zeuge für die eigene Über-Zeugung?

Von Egg nach Riedegg / von Vorarlberg nach Rhodesien

Geboren wurde Bruder Matthias Paul Sutterlüty am 29. Dezember 1933 zu Egg in Vorarlberg – ein kleiner Ort südöstlich von Bregenz, nordöstlich von Dornbirn; also in der Nähe von Langen-Hub, dem Geburtsort von Abt Franz Pfanner, Gründer von Mariannahill und Stifter der Mariannahiller Missions-

schwwestern vom Kostbaren Blut. Er war das achte von zehn Kindern der Eheleute J. Peter und Anna Sutterlüty. In der Taufe erhielt er den Namen Paul; Matthias wurde sein Ordensname nach dem Eintritt bei den Mariannahillern.

Die Familie Sutterlüty gehört zu den angesehenen des Ortes. Josef, der älteste unter den Brüdern, übernahm die elterliche Getreidemühle und Bäckerei; Hans wurde Diözesangeistlicher, Anton studierte Jura; er war später Bürgermeister von Egg. Die Müllersfamilie galt schon lange im Umfeld des Bregenzerwaldes als fleißig, umsichtig und fromm.

Das blieb so – auch nach dem Tod der Eltern. Die Sutterlüty-Geschwister hatten gute Kontakte unter sich – auch noch, als ihr Bruder Paul ins Kloster ging bzw. in die Afrika-Mission. Davon zeugen zahlreiche Briefe. Selbst die Pfarrgemeinde von Egg nahm regen Anteil an den Aufgaben, Problemen und Sorgen des Missionars, vielleicht nicht zuletzt auch ein Verdienst des Ortsgeistlichen Pfarrer Jäger; denn da spielten weitere "familiäre" Gründe mit: Jäger ist Großneffe des Mariannahiller Bruders Sigisbert Jäger, der 1900 in die südafrikanische Abtei eingetreten, und später lange Jahre Hausökonom des Missionshauses in Reimlingen/Ries war. (Er starb 1958 in St. Georgen am Längsee/Kärnten.)

Also die Sutterlütys haben in Egg Klang und Namen; schon der Vater J. Peter war einst Bürgermeister des Ortes. Kein Wunder, dass er auch für eine solide Ausbildung seiner Kinder sorgte.

Paul, der spätere Bruder Matthias, erlernte, nach dem Besuch der Volks- und Handelsschule, im elterlichen Betrieb das Handwerk eines Getreide-Müllers – mit dem Abschluss der Meisterprüfung. Oft half er auch in der Bäckerei des Vaters aus oder in der Landwirtschaft. Nach Jahren aufgeschlüsselt, ergibt sich folgendes Bild seiner "Lehrzeit" – die Volksschule von Egg besuchte er von 1940–1948; die Handelsschule in Lustenau von 1948–1950; die Müllerei-Fachschule in Wels vom sechsten September 1954 bis sechsten Juli 1955. Dazwischen – von 1950–1958 – liegen acht Jahre intensiver Mitarbeit auf dem väterlichen Anwesen.

Aber so ganz erfüllt von diesem Beruf, so innerlich mit sich zufrieden war er nicht. Er spürte, dass Arbeiten und Geld verdienen und Karriere machen das Letzte eigentlich nicht sein können – nicht, wenn auf den Sinn des Lebens bezogen.

Der missionarische Gedanke muss damals schon wach gewesen sein. Oder doch im Aufkeimen. Denn ab ersten September 1959 (bis 15. Juli 1960) bewarb er sich um die Mitgliedschaft der Laienhelfer-Gemeinschaft St. Johannes im Missionsärztlichen Institut in Würzburg. Warum gerade dort und bei dieser Gemeinschaft, wissen wir nicht im Einzelnen, erfahren aber ein paar Hinweise aus Briefen – seiner Mutter an ihn, und seine Briefe an die Eltern und Geschwister. Daraus werden wir im nächsten Kapitel noch weitere Informationen holen. Vorerst sei der äußere Werdegang weiter verfolgt.

Vielleicht war es hier, in der Frankenmetropole, wo Bruder Matthias erste Bekanntschaft mit den Mariannahillern machte; das Piusseminar und das Mis-

sionsärztliche Institut sind Nachbarn. Was immer sein persönliches Motiv gewesen sein mag, wissen wir nicht; nur – dass er sich 1960 um Aufnahme in die Kongregation bewarb – und zwar im österreichischen Riedegg bei Linz/Donau. Am ersten November begann er sein Postulat; zum Noviziat kam er mit weiteren Postulanten der österreichischen Provinz nach Reimlingen, wo er am 30. April 1961 eingekleidet wurde. Das Noviziat für Brüdermissionare dauerte damals zwei Jahre. Gegen Ende des zweiten Jahres wechselte er zurück nach Riedegg, wo er am 1. Mai 1963 die erste Profess ablegte. Die ewige Profess folgte am 1. Mai 1966, ebenfalls in Riedegg.

In der Beurteilung (vor der Zulassung zu den Gelübden) wird er als ordentlich, rücksichtsvoll, gefällig, bescheiden, gesellig, intelligent, strebsam, musikalisch, humorvoll und frohgemut beschrieben – alles Eigenschaften, die in Ordensgemeinschaften schon immer willkommen waren.

Von 1963 bis 1968 war Bruder Matthias in der Provinz-Buchhaltung tätig. Er arbeitete sehr solide und zuverlässig; kein Wunder, dass er schon 1968 zum Provinzökonom ernannt wurde, eine Aufgabe, die ihn allerdings innerlich nicht recht befriedigte. Daher auch die Bitte an die Ordensleitung, man möge ihn in die Afrika-Mission gehen lassen. 1970 war es soweit.

Bevor wir auf diesen neuen, markanten Abschnitt seines weiteren Lebens eingehen, wollen wir einen kurzen Rückblick halten, vor allem anhand von Briefen und anderen schriftlichen Dokumenten. Rückblick auf seine geistige Entwicklung; auf seine persönliche Entfaltung; auf seinen damals schon missionarisch geprägten Einsatz.

Jahre des geistigen Wachsens und Reifens (Aus Briefen und anderen Dokumenten)

Liest man die Briefe heute – einige älter als vier Jahrzehnte – dann kommt man aus dem Staunen kaum heraus, denn es stellt sich unwillkürlich die Frage: Woher diese Innerlichkeit, dieser religiöse Eifer, diese Zielstrebigkeit im Ordensleben? Mag sein, dass sich Bruder Matthias manche Gedanken aus Vorträgen oder Büchern geholt und sich zueigen gemacht hat; dennoch – es überrascht, wie tief seine Gedanken gehen und wie gut er sie zu formulieren weiß. Interessant übrigens auch, wie Frau Sutterlüty die Entwicklung und den Werdegang ihres Sohnes mütterlich-wohlwollend, aber nicht unkritisch, begleitet. Zwei ihrer handgeschriebenen Briefe liegen uns in Kopien vor; der erste vom 15. November 1959. Sie mahnt, vorsichtig und zwischen den Zeilen: Ihr und den anderen in der Familie komme die Zeit "schon ziemlich lange vor, seit wir von Würzburg Post bekommen haben. Wahrscheinlich wird es so sein, dass man dadurch sich allmählich von der Heimat lostrennen muss, um sich besser dem neuen ungewohnten Milieu anpassen zu können. Auch wir müssen uns einfach mit dem abfinden, dass Paul nicht mehr da ist, dass Paul wahrscheinlich nicht mehr kommt."

Man spürt, wie weh es der Mutter tut, so selten (wie sie meint) von ihrem Sohn zu hören, der sich einer missionarischen Laiengemeinschaft anschließen möchte. Frau Sutterlüty fährt fort: "Doch wir denken tiefer und wissen, dass diese Berufung eine Gunsterweisung Gottes ist, die wir dankbar, und schließlich auch freudig, annehmen, wie groß das Opfer beidseitig auch ist. Paul, ich denke oft an dich, vorerst in früher Morgenstund betet deine Mutter in der Heimat mit dir. Und dann noch oft und oft. Und wie oft der Gedanke: Wie wird es dem Paul zumute sein? – Du schreibst, dass du erste Depressionen überstanden und den früheren Humor zurückerobert hast – und doch und doch ... Du schreibst weiter, dass du viel in Anspruch genommen wirst, bald von dieser, bald von jener Arbeitsgruppe. Die Umgebung hat halt schon herausgefunden, dass du ein Mann für alles bist, vielseitig zu verwenden. In einem deiner Briefe hat es geheißt, dass du wahrscheinlich dort bleibst und Mitbegründer der Gemeinschaft wirst; wie ist dieser Ausspruch zu nehmen? Dass du nicht in die Missions-Länder geschickt wirst?" (Hier endet die Brief Kopie, d. Verf.)

In einem späteren Brief schreibt die Mutter, ihren Sohn (halb ironisch?) mit "Lieber Bruder Matthias!" anredend, sie seien frohgemut von ihrer Reise zurückgekehrt: "Ja, frohgemut und beeindruckt zugleich. Könnte es anders sein. Denn das Bewusstsein, fürs Reich Gottes einen Sohn, einen (Ordens-)Bruder geopfert zu haben, bringt eben auch stille, tiefe Freuden. Dass du solche in weit größerem Maße erfahren wirst, zweifle ich nicht. Dem Ruf Gottes bist du gefolgt – und so wirst du auch inne werden, dass sein Joch süß und seine Bürde leicht ist. Im richtigen Sinne aufgefasst, wird es auch so sein. Also Paul (oder Bruder Matthias) darfst du dich freuen, wie dies auch den Anschein hatte, wenn einem das leuchtende Antlitz und das zufriedene Wesen vom Paul nicht entgangen ist. So werde denn, lieber Sohn, ein guter, opferbereiter, freudiger Ordensmann und – so Gott will – ein tüchtiger Missionsbruder." (Egg, 8. 5. 1960)

Mit der Maschine geschrieben ist ein dreiseitiger Brief aus Riedegg. Bruder Matthias wendet sich an seine Eltern und Geschwister im Bregenzer Wald: Es sei Karwoche (März 1961); schon bald erklingen die Osterglocken – und er wünsche allen "wahren Osterfrieden". Dann, nach verschiedenen Grüßen und Wünschen, auch an seine "kleinen Neffen und Nichten", plaudert er ein wenig über sein neues Zuhause bei den Mariannahiller Missionaren: "Gesundheitlich kann ich von mir sagen, dass es mir noch nie zuvor besser gegangen ist. Zahnschmerzen, Bauchweh etc. fallen bei mir nicht ins Gewicht. Auch mit meinen praktischen Beschäftigungen komme ich so ziemlich zurande. Sehr vieles von dem, was ich schon einmal gelernt habe, kann ich wieder in die Praxis umsetzen. Diesbezüglich hätte mir der lb. Gott kaum einen besseren Landeplatz geben können. Wenn dem auch nicht ganz so wäre, schließlich ist es doch Sache und Pflicht des Ordensmannes, entsprechend seinen Anlagen Entsagungen zu üben und der Demut zu huldigen ..." – Dann erzählt er vom Straßenbau für die Landwirtschaft in Riedegg; auch, dass er für die Klosterbäckerei einen Schüler angelernt habe und dass seine Tage dort gezählt

seien, denn ab 14. April werde er in Reimlingen/Bayern sein, wo er – nach achttägigen Exerzitien – das "geweihte Kleid" erhalte, "dies aber nicht, weil ich mich dessen würdig finde; weit entfernt, nur weil der Herrgott nicht die ‚Würdigen‘, sondern die beruft, die ER will. Ferner auch, weil es in einem Kloster, wie in jeder anderen Lebensgemeinschaft auch, die ehelichen nicht ausgenommen, menschelt, wozu auch ich meinen Teil beitrage. Ich glaube, dass ich mich schon unter die Berufenen zählen darf, wenn ich von mir sagen kann, dass es mich noch keine Sekunde gereut hat, mich der Glaubensverbreitung zur Verfügung gestellt zu haben ..."

Anschließend bedankt er sich bei den Seinen für ihr Verständnis, um dann fortzufahren: "Ich freue mich schon lange auf diesen Tag. Man weiß so wirklich, wo man hingehört ..." Er lädt schließlich seine Eltern, Geschwister und andere Verwandte und Freunde zu seiner Einkleidung ein; auch der Pfarrer von Egg und sein "Firmgötte" (Firmpate) seien willkommen. – Den Brief unterschreibt er mit "Euer dankschuldiger Sohn und Bruder – Paul." (Riedegg, 28. 3. 61)

Vom Februar 1962 liegt uns eine Karte vor, ein Porträtbild Franz Pfanners. Dazu notiert Bruder Matthias: "Die Tatsache, dass er ein Sohn meiner engeren Heimat war, hat mich seinerzeit besonders bewogen, durch diese Missionsgesellschaft der katholischen Glaubensverbreitung meine junge Kraft zur Verfügung zu stellen. Ich wollte auch nicht, dass es anders wäre. Es ist das Leben in einem Kloster nicht immer so leicht, wie es manchmal die Weltleute meinen. Man hat auch seine Sorgen – und der Kampf gegen sich selbst und andere Elemente kann zum unblutigen Martyrium werden. Aber das Himmelreich, es leidet nun einmal Gewalt, sei es draußen oder hier im Kloster." (Reimlingen, 22. 2. 62)

Ein langer Brief – Informationen & meditative Anstöße

Wieder in seiner österreichischen Heimat – im Missionshaus Riedegg – geht ein engbeschriebener dreiseitiger Brief nach Vorarlberg – maschinengeschrieben. Hier wird für die kommenden acht Jahre sein Zuhause sein. Daher, bevor wir auf seinen Brief näher eingehen, noch ein paar Informationen über die Geschichte Riedeggs und den Charakter und die Bedeutung dieser alten Burg für die Mariannhiller.

Riedegg gehörte einst zum Hoheitsgebiet der Haunsperger; es wurde 1145 von Gottschalk von Haunsperg erbaut; erste urkundliche Erwähnung finden wir im Totenbuch von Sankt Florian im Jahr 1150.

Die Lage war günstig für eine "Schutzburg". 1211, nach dem Tod Gottschalks, fiel Riedegg an das Bistum Passau; im 14. Jahrhundert wurde es an die Liechtensteiner verpfändet, nachdem die Diözesan-Financen ins Minus geraten waren. Schließlich übernahmen die Wallseer und dann die Starhemberger Schloss und Burg – samt dem Markt Gallneukirchen. Das war 1411. Mit Hilfe von kriegsgefangenen Türken wurde 1529 die Stein-Ummantelung des Burgfelsens geschaffen; der Turm wurde beim Schlossbau (1609) in den Mauerverband

einverleibt. Besondere architektonische Bedeutung haben bis heute der Toreingang, die Reitstiege und der Kapellenflügel; letzterer wurde Ende des 17. Jahrhunderts völlig umgebaut. Die Weihe des Altares nahm Bischof Josephus Dominikus Lamberg/Passau 1738 vor – zu Ehren der Himmelfahrt Mariens.

Riedegg blieb Besitztum der Starhemberger bis zum Tod des Grafen Johann Heinrich im Jahr 1857; damit starb die Linie der Starhemberger aus. Zu Beginn der dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts ging Riedegg an einen Engländer namens Slater; der plante die Einrichtung von deutsch-englischen Sprachkursen. Die Hauptgebäude wurden restauriert und elektrische Leitungen installiert, doch das Projekt des Briten zerschlug sich; wieder stand Schloss Riedegg zum Verkauf an. Da griffen die Mariannahiller Missionare zu. Das war 1936. Auf der Flucht vor dem Hitler-Regime in Deutschland, suchte Generalsuperior Reginald Weinmann ein neues Domizil. Seitdem ist Riedegg Zentrum der Mariannahiller in Österreich. Als Bruder Matthias Paul Sutterlüty dort einzog, waren inzwischen schon 25 Jahre vergangen.

Aus diesem Riedegg kommt also der bereits angekündigte Brief – adressiert an seine Eltern und Geschwister in Egg:

"Gott zum Gruß! Maria, Mittlerin aller Gnaden heißt das Fest, welches wir heute in Riedegg feiern. Es ist dies das Hauptfest unserer Kongregation, der Tag der jährlichen Gelübde-Erneuerung. (Das wurde nach dem 2. Vatikanischen Konzil geändert; heute ist der 2. Februar der besondere Festtag der Mariannahiller, d. Verf.) Weitere Feiertage für uns sind das Fest des hl. Benedikt, der Apostelfürsten Peter & Paul und das der hl. Mutter Anna. Ferner haben wir an allen Muttergottesfesten die Möglichkeit, einer zweiten hl. Messe beizuwohnen. An der Möglichkeit, aus reichster Quelle zu schöpfen, fehlt es wahrhaftig nicht. Wenn doch mehr Menschen dieser Quelle näher kommen würden!"

Dann geht Bruder Matthias auf das Thema "Ordensberufe" ein; sie seien der Gradmesser der Gläubigkeit, der sittlichen Kraft, der apostolischen Strahlkraft der katholischen Kirche: "Der Ordenschrist legt Zeugnis ab vom kommenden Christus, von der kommenden Welt, in der Gott alles in allem ist ... – Damit wir uns nicht verlieren und damit unsere Sehnsucht wach bleibt, brauchen wir Menschen, die mitten unter uns das bezeugen: die kommende Welt in ihrer endgültigen Gestalt."

Freilich, so fährt er fort, gebe es auch Einwürfe, wie: Ordensleute seien Versager; oder vergräme und unfrohe Gestalten! – Das stimme so nicht, wenngleich auch unter Ordensleuten – wie überall sonst – Versager und Griesgrämer anzufinden seien. Auch wolle er den Einspruch nicht gelten lassen, eine Mutter könne ihre Tochter schon deshalb nicht ins Kloster gehen lassen, weil sie dort einer "bösen Oberin" in die Hände falle. Man verbiete ihr, der Tochter, ja auch nicht das Heiraten, obschon man auch eine "böse Schwiegermutter" bekommen könne!

Er geht im Anschluss daran auf die Zahl der Ordensleute ein; weltweit seien es 1 450 000; davon seien 950 000 Ordensfrauen. Er erwähnt kurz, dass die Mariannahiller "vor zwei Jahren" in Papua Neuginea zu missionieren begonnen

hätten und verweist auf den steinigen Weinberg Gottes, der viel Kraft und Anstrengung fordere: "Wenn Gott wollte, könnte er durch einen einzigen Akt seines Willens die ganze Menschheit auf Anhieb bekehren. Er tut es nicht, weil er dem Menschen in seiner Willensentscheidung die Freiheit nicht nehmen will ..." Schließlich plaudert er über seinen Alltag in Riedegg: Er backe zuweilen Brot für die Gemeinschaft, arbeite aber vor allem im Büro. In der Freizeit werde gespielt und musiziert. Tischtennis und Kartenspiele seien beliebt, auch Schach, Mühle und Dame. Spielen sei im übrigen eine gute Tugendschule: "Der Pater Novizenmeister von Reimlingen, ein heiligmäßiger Mann, hat zu uns immer gesagt, beim Spielen erkenne man am besten die Fortschritte, die einer im geistlichen Leben macht."

Leider gehe auch ihm zuweilen diesbezüglich der Gaul durch; trotzdem wage er es, am 1. Mai des kommenden Jahres die Ordensgelübde abzulegen: "Dazu möchte ich euch jetzt schon einladen. Ein schöneres Weihnachtsgeschenk werde ich euch nie und nimmermehr geben können. Freut euch darob und betet auch für mich, damit ich die Opfer mutig und mit frohem Herzen bringe, die Christus in seiner Nachfolge von mir fordert. – Wir müssen dafür Sorge tragen, dass kein Beruf, den Gott gibt, verloren geht ... Dass diese Berufe, die lebendige Zeichen und Zeugnisse für Christus sind, reifen können ..."

Wie sehr er schon im Sinne seiner Gemeinschaft denkt, geht aus dem Folgenden hervor: Er hat ungefragt die Mariannahiller Missionszeitschrift an zwei seiner Brüder schicken lassen und hofft, dass diese ihm deswegen nicht böse sind, denn das Abonnement müssen ja sie bezahlen! Er erwähnt weitere Namen aus seinem Verwandten/Bekanntem-Kreis, denen er das Magazin zuschicken lässt.

Wir sehen, sein Eifer ist echt – und konkret. Er weiß, was er will – und für wen er sich künftig einsetzen wird. (Vgl. Brief, Riedegg, 16. 12. 62)

Mariannahiller-Einsatz in Banjaluka

Die kommenden Jahre in Riedegg waren für Bruder Matthias ausgefüllt, vor allem mit Büro-Arbeit für die österreichische Mariannahiller-Provinz. Mühsame und nach außen oft kaum sichtbare Arbeit. Dazu brauchte es viel Ausdauer, aber auch die täglich neue Anstrengung, um die Routine-Aufträge in der Prokura zu bewältigen. Nach seinen ursprünglichen Vorstellungen war das nicht; er hatte sich ja der Gemeinschaft angeschlossen, weil er in die Mission gehen wollte; er tat sich schwer, in seiner jetzigen Tätigkeit den Willen Gottes zu erkennen. Vielleicht kam ihm da ein SOS-Ruf der Trappisten in Jugoslawien gerade recht, auch um mal etwas mehr "direkte Hilfsarbeit" zu leisten.

Abt Fulgence hatte sich im November 1969 brieflich gemeldet mit der Bitte um Hilfe. Das einst von Abt Franz Pfanner gegründete Kloster Mariastern bei Banjaluka (damals noch Jugoslawien, heute Bosnien) war durch ein Erdbeben stark beschädigt worden. Vor allem die Abteikirche hatte es arg getroffen. Der steinerne Baldachin über dem Hochaltar war in die Krypta abgestürzt;

die beiden Giebel der Querschiffe waren heruntergefallen, auch der über der Empore hatte große Risse. Am meisten hatte es die Mönche selber verunsichert und "beschädigt". Abt Fulgence wörtlich: "Noch jetzt dröhnt es mir in den Ohren und Gliedern. Während des Bebens waren wir gerade in der Kirche neben der Orgel. Es war etwas Furchtbares und Unbeschreibliches. Da wir nicht mehr im Haus wohnen konnten, sondern draußen unter dem Zelt, habe ich die älteren Mönche nach Zagreb transportieren lassen, wo sie im Priesterseminar eine gute Unterkunft gefunden haben ... In Mariastern sind die Patres Anton und Tiburtius sowie Bruder Hermagor zurückgeblieben, damit sie dort unsere Interessen vertreten – und retten, was man retten kann." (Kloster Ivanic, 10. 11. 69; vgl. FN 1/1970, 55 ff)

Auf diesen Hilferuf reagierten die Mariannahiller in Riedegg sofort, allen voran Bruder Matthias. Aus einem spätere FN-Bericht geht hervor, dass er und zwei weitere Brüder schon am 12. November nach Bosnien fuhren; "Vollgepfropft mit allen möglichen Sachen – und auch ein wenig Geld – mussten wir uns schon nach einigen Kilometern Fahrt von der Polizei sagen lassen, dass es nicht erlaubt sei, mit einem dermaßen überfüllten Wagen eine öffentliche Straße zu benutzen. Nachdem wir den Hütern des Gesetzes mittels Empfehlungen von Seiten der Caritas plausibel machen konnten, worum es bei dieser ‚Spazierfahrt‘ gehe, meinten sie, wir sollten ‚ausnahmsweise‘ ungestraft weiterfahren und uns nicht von anderen Kollegen erwischen lassen."

An der jugoslawischen Grenze gab es – wider Erwarten – keine Probleme, erst später in Bosnisch-Gradiska; da war gerade Bauernmarkt – und die Straßen waren überfüllt mit Pferdewagen. Aber auch dieses Hindernis wurde bewältigt. Nach 700 Kilometer Fahrt traf das Riedegger Auto in Banjaluka ein, wo sie von den Schwestern vom Kostbaren Blut (nicht zu verwechseln mit den Missions-schwestern gleichen Namens!) begrüßt wurden. Beim Besichtigen des Klosters stellte Bruder Matthias fest: "Man kann allgemein sagen, dass bis auf die modernen, mit Stahl und Beton gebauten Häuser alle Bauten (das gilt auch für die Stadt Banjaluka) mehr oder weniger schweren Schaden erlitten haben. Aber Ruinen im üblichen Sinne gab es nicht sehr viele zu sehen."

Das einst von Abt Franz errichtete Kloster musste teilweise abgerissen werden. Notunterkünfte wurden überall geschaffen. Die Brüder aus Riedegg konnten diesbezüglich erste Hilfe leisten. Nach zwei Wochen Einsatz trafen sie wieder in Oberösterreich ein – "gesund und mit ein klein wenig Stolz behaftet". (Vgl. FN 1/1970, 55–58)

Über die Westküste nach Süd- und Ostafrika

Kurz nach seinem Banjaluka-Einsatz erhielt Bruder Matthias die für ihn freudige Nachricht, er sei für die Afrika-Mission vorgesehen. Weniger erfreulich war, dass er im Monastery zu Mariannahill als Buchhalter tätig werden sollte. Die österreichische Provinz protestierte; man möge ihn, bitte, für missionarische Arbeit vorsehen, nicht wieder für Bürodienste!

Daraufhin revidierte das Generalat der Mariannahiller in Rom seine Entscheidung und versetzte Bruder Matthias am vierten Mai 1970 in die Bulawayo-Provinz nach Rhodesien. In seiner Heimatgemeinde Egg fand anlässlich seiner Aussendung am ersten Adventssonntag eine Sammlung zugunsten der Mission statt. In seinem Abschiedsschreiben an die Landsleute bedankte er sich dafür und ermutigte sie zum Gebet für die Missionare: "Bei dieser Gelegenheit möchte ich gerade die Kranken und älteren Leute bitten, von ihrem Kreuz und ihrer Einsamkeit etwas für uns Missionare aufzuopfern. Wo gebetet und geopfert wird, bildet sich eine geistige Verbindung von Mensch zu Gott, aber auch von Mensch zu Mensch. Und wenn eine solche geistige Verbindung konkrete Formen annimmt, verlieren auch die größten Entfernungen etwas von ihrem Schrecken." (Egger Pfarrblatt, 28. 2. 71)

Dann ging's mit der "Europa" ab Venedig auf die 14 500 Kilometer lange Reise nach Afrika. Am 22. Januar 1971 hatte er Riedegg verlassen, "mein Missionskloster, in welchem ich zehn Jahre hindurch so manchen Handgriff getan, manche Rechnerei erledigt, manchen Kilometer heruntergekurbelt und auch manchmal im Gebet an meine lieben Egger gedacht habe", schreibt er in seinem Reisebericht. Von Linz bis zur italienischen Grenze ging alles ganz glatt. Grund zur Aufregung gab's in Venedig: seine drei Kisten mit Missionsgut waren noch nicht angekommen, obwohl schon über sechs Wochen vorher abgeschickt! Sie mussten später nach Österreich zurücktransportiert und schließlich in Hamburg eingeschifft werden. Die Fahrt selber verlief gut. Es waren an die 500 Passagiere an Bord – bei 250 Mann Schiffspersonal. "Nicht ein einziges Mal konnte man von Gibraltar bis Kapstadt die westafrikanische Küste sehen, obwohl die Sichtverhältnisse immer als ideal zu bezeichnen waren, und auch von Kapstadt bis Beira (Mosambik) hielt sich unser Schiff die meiste Zeit vom Lande fern." Unterbrochen wurde allerdings in Durban. Bruder Matthias konnte einen Abstecher nach Mariannahill machen, wo er sogar eine Landsmännin antraf. Bis er dann das Schiff verlassen konnte, war es 16. Februar geworden. Von Beira gings per Wagen weiter nach Rhodesien – runde 1500 Kilometer. (Vgl. Egger Pfarrblatt, 28. 2. 71) Die ersten Monate verbrachte er auf der Fatima-Mission, doch noch im gleichen Jahr wurde er nach Brunapeg versetzt (St. Anne's Mission). Hier blieb er mehrere Jahre – bis Juni 1975, als er gebeten wurde, nach St. Paul's zu gehen. Dort wirkte er sehr segensreich; dort überlebte er im wörtlichen Sinn des Wortes den blutigen Überfall vom neunten August 1977, bei dem Dr. Hanna Decker und Schwester Ferdinanda Ploner ums Leben kamen. (Siehe Seite 137 ff.)

Wir reihen hier die weiteren Eckpunkte seiner Vita kurz aneinander, auch um eine bessere Übersicht zu bekommen; und beginnen dann erst mit Auszügen aus seinen Briefen, die diese Zeit seines missionarischen Einsatzes auf den verschiedenen Stationen besser beleuchten.

Am ersten September 1979 trat Bruder Matthias seinen Heimaturlaub an, verlängert durch einen Sonderurlaub, um eine Zeitlang die Betreuung der Förderer und Wohltäter in Österreich zu übernehmen.

Am 18. November 1980 – also nach der politischen Unabhängigkeit Rhodesiens, von nun an Simbabwe genannt – flog er nach Bulawayo zurück; ab 26. November treffen wir ihn bereits in Empandeni, um von dort aus zusammen mit Pater Johannes Banning und Thomas, einem Laienhelfer aus Deutschland, die Wiedereröffnung von Embakwe vorzubereiten. Am 27. Januar 1981 wurde er offiziell auf die neueröffnete Station versetzt; dort blieb er bis zum 10. November 1983 – jenem tragischen Novembertag, von dem später noch ausführlich die Rede sein wird.

Von Embakwe aus schrieb er damals: "Es freut mich, dass ich auf einem Platz arbeiten kann, wo zwei meiner Mitbrüder im Juni 1978 erschossen wurden. Einer von ihnen half mir früher immer aus, wenn ich mit meiner beruflichen Weisheit am Ende war."

In seinen Rundbriefen berichtete er immer wieder, wie vielseitig die Arbeit sei: er organisiere die Werkstätten, sei an der Landwirtschaft beteiligt, repariere Wasser- und Stromleitungen, habe mit der Buchhaltung zu tun und vielem mehr. Der Beruf eines Missionsbruders sei fürwahr etwas Faszinierendes!

Wiederholt bettelte er auch um das Almosen des Gebetes. Nach dem Überfall auf St. Paul's schrieb er nach Hause: "Noch eine Bitte: Nehmt uns Missionare weiterhin in euer Gebet mit hinein. Ansonsten halte ich es mit Papst Johannes XXIII., der gesagt hat, dass tausend Ängste und Sorgen die Hoffnung nicht vertreiben können."

Ausführlicher, sehr viel ausführlicher über diese seine Haltung als Missionar, über seine täglichen Mühen, aber auch seine Ängste und Sorgen berichtet er in seinen Rundbriefen aus jenen Jahren. Die folgenden Kapitel beinhalten kurze und längere Auszüge dieser Originalschreiben.

Missionarische Denk-Anstöße / Briefe aus Afrika (I)

Viele seiner Missionsberichte und Rundbriefe wurden im Egger Pfarrblatt [EP] abgedruckt; die ersten erschienen gleich nach seiner Ankunft in Rhodesien, wo er im Februar 1971 angekommen war. Er hält diese Kontakte gerne, spürt geradezu ein inneres Bedürfnis, sich schreibender/berichtender Weise mit seinen Landsleuten zu unterhalten. Von seiner ersten Station (Fatima-Mission) erzählt er vorerst nur den Tages-Ablauf: Der Generator zur Stromerzeugung werde um 5.00 Uhr angeworfen; später ertöne ein Gong: Zeit zur Eucharistiefeier. Nach dem Frühstück warteten sehr unterschiedliche Beschäftigungen auf ihn. Abends um 18.00 Uhr erklinge die Glocke zum Angelus: Feierabend! Um 21.30 Uhr schließlich werde die "Lichtmaschine" abgeschaltet. Wer dann noch etwas tun wolle, zum Beispiel lesen oder Briefe schreiben, müsse zur Stearinkerze oder zur Gaslampe greifen.

Auf andere Probleme geht er nur kurz ein, etwa auf den Brautpreis für heiratsfähige schwarze Mädchen. Die Frau sei immer noch dazu "verdammte", die Hauptlast der täglichen Arbeit zu tragen.

Dann kündigt er einen Ortswechsel an: Mit dem 27. September schlage er sein Domizil in Brunapeg auf, etwa 170 Kilometer südlich von Bulawayo. Die Leute dort seien sehr arm, denn diese Region grenze bereits an die Kalahari-Halbwüste. Das Missionspersonal bestehe aus neun Ordensfrauen (davon vier Afrikanerinnen), vier Männern (drei Patres und er, ein Bruder) – ein internationales Quartett von einem Deutschen, einem Amerikaner, einem Spanier und einem Österreicher. Rückblickend meint er: "Die Frage, ob mir der Abschied von Fatima-Mission schwer oder leicht fällt, kann ich mit ja und nein beantworten. Wo immer sich Menschen befinden, menschtelt es. Arbeiten und sich einsetzen muss man sich überall, wenn man glücklich und ausgefüllt sein will." (EP, 23. 9. 71)

Ein halbes Jahr später schreibt er seinen Angehörigen zuhause: "Außerdem habe ich den Eindruck, dass Gott jeden Menschen auf seine Art geheiligt haben möchte." (30. 5. 72)

Diese letzte Erfahrung kommt bereits aus Brunapeg. (Der Name geht übrigens auf die beiden Kinder der früheren Besitzer, Bruno und Peggy, zurück; kirchenoffiziell handelt es sich um die St. Anne's Mission!)

Von dort ging wieder ein langer Bericht an die Heimatgemeinde in Vorarlberg. Mit dem Klima komme er gut zurecht; es sei eine trockene Hitze. Mehr Sorgen machten ihm die Unruhen im Lande. Aber er beschwichtigt auch: "Wer sich allzu sehr von der Angst um seine persönliche Sicherheit beherrschen und unter Druck setzen lässt, der läuft Gefahr, vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr zu sehen – und er hat es nicht leicht, bei den Leuten den rechten Zugang zu finden." Angst erzeuge Misstrauen – und das sei ein schlechter Berater für einen Missionar.

Brunapeg liege, "wo sich die Ameisenbären Gute Nacht" sagten, also weitab. Es habe ein Einzugsgebiet von 1850 Quadratkilometern [zwei Drittel von Vorarlberg!] – mit zirka 25 000 "Heiden" und 3500 Katholiken. Probleme? Der einheimische Priesternachwuchs, der sehr spärlich sei. "Der Hauptgrund scheint mir darin zu liegen, dass es den Priesteramts-Kandidaten schwer fällt, in ein zölibatäres Leben einzusteigen, von dem sie nicht wissen, ob sie ihm gewachsen sind."

Die Aufgaben, die ihm in Brunapeg gestellt seien, füllten ihn aus und machten ihn innerlich froh und glücklich, betont er. Äußerlich problematisch sei die Wasserversorgung. Das Hochwasser habe ein riesiges Loch in die Damm-Mauer gerissen, die normalerweise ein zu schnelles Abfließen der Wassermassen bremse und somit die Wasservorräte für die Mission speichern helfe. Neue Wassertanks (Regenwasser von den Dächern), die er aufgestellt habe, seien inzwischen zu einem zweiten Wahrzeichen von Brunapeg geworden – neben der Kirche, die einem Flugzeug-Hangar gleiche und sehr solide gebaut sei. (Vgl. EP, 23. 4. 72)

Weitere Sorgen und Probleme seien die Rassenpolitik der "Siedler-Regierung" sowie die Bevölkerungs-Explosion und die medizinische Betreuung der Leute im Hinterland. Brunapeg habe 150 Hospitalbetten, müsse aber ständig er-

weitert werden – und das koste Geld. Misereor/Aachen springe diesbezüglich häufig ein.

Bei Sterbefällen würden die Angehörigen die Toten mit nach Hause nehmen und diese in der Nähe ihrer Viehkral's beerdigen. "Alle, ob Christen oder ‚Heiden‘, bekommen ihre Habseligkeiten mit ins Grab."

Weil er immer wieder danach gefragt werde, wolle er auch über die "wilden Tiere" etwas sagen: Diese seien bei Brunapeg höchst selten, vielleicht mal ein Zebra, ein paar Antilopen, Affen, Springhasen, Perlhühner, Schlangen und Skorpione – aber keine Löwen oder Elefanten, wohl Strauße. Am gefährlichsten seien die Schlangen. Puffottern, Kobras und Mambas. Daher sei es angebracht, nachts vor dem Schlafengehen unters Bett zu schauen!

"Etwas sehr Schönes", fährt Bruder Matthias fort, "sind die Meteoriten, die man in Brunapeg allabendlich massenhaft beobachten kann. Oft in allen Farben, und so hell, dass man dabei Zeitung lesen könnte!" (EP, Nr. 4&5/73)

An Allerheiligen kommt Bruder Matthias auf den Ahnenkult der Eingeborenen zu sprechen; sie hätten enge Kontakte zu den Geistern ihrer Verstorbenen; nicht alles sei verwerflich, was zunächst "heidnisch" aussehe. "Wenn eine Familie einen Toten im Kral hat, von dessen Geist sie nicht gerade das Allerbeste zu erwarten hat, wird sein Leichnam durch ein Loch des Zaunes, der die Behausung umgibt, zum Viehkral gebracht und dort begraben. Im Anschluss daran wird das in den Zaun gemachte Loch wieder geflickt – mit Pfählen oder mit Stacheldraht. Dem bösen Geist wird somit jede Möglichkeit genommen, in den Kral seiner Angehörigen zurückzukehren ..." (Brunapeg, 1. 11. 73; EP 5/73)

Einsichten in der Einsamkeit des Alltags / Briefe aus Afrika (II)

Nach seinem Heimaturlaub (1974/75) wurde Bruder Matthias auf die St. Paul's Mission in Lupane versetzt – halbwegs zwischen Bulawayo und den weltberühmten Victoria-Fällen gelegen. Dort bekommt er erstmals die "Terroristen-Tätigkeit" zu spüren; die politische Lage im Lande, so schreibt er, habe sich zugespitzt, aber "hier im Busch spüren wir weniger davon als in den Städten". Man müsse sich auch daran gewöhnen: "So wie man in Europa gelernt hat, mit der ‚Atombombenangst im Nacken‘ zu leben, hat man sich hier daran gewöhnt, mit dem Gedanken an eine ‚blutige Revolution‘ das Dasein zu fristen ... Wir gehen ruhig und gelassen unseren Aufgaben und Verpflichtungen nach. Der hl. Paulus, dessen Namen ich trage und dem unsere Station geweiht ist, hat sich auch nicht durch politische Ereignisse in seinem Eifer dämpfen lassen."

Die Station werde von einem deutschen Pater, einer deutschen Ärztin, zwei europäischen und fünf afrikanischen Ordensfrauen geführt – mit ihm, dem Vorarlberger, als "jack of all trades" (Mädchen für alles).

"Wenn es hier trotz Missernten zu keinen Katastrophen kommt, so nur deshalb, weil die Leute genügsam sind – und fast jede Familie in Bulawayo oder Johannesburg einen Mitverdiener hat." (St. Paul's, 3. 8. 75; EP 4/75)

Am ersten Dezember des gleichen Jahres erinnert Bruder Matthias an seine Aussendung in die Mission: "Es sind heute fünf Jahre her, dass ich von unserem Provinzial Pater Dr. Berthold Mayr meine Sendung nach Rhodesien erhielt. Ich erinnere mich oft und gerne an diesen schönen Tag ... Ich habe von Anfang an einen zehnjährigen Einsatz ins Auge gefasst. Was 1980 oder nachher geschieht, wird man dann sehen." (Brief an seine Verwandten = BV, 1. 12. 75)

Ein Jahr später: "Der Mord an drei aus unserer Missionsfamilie (Bischof Schmitt, Pater Possenti und Schwester Francis sind gemeint, d. Verf.) hat uns ordentlich schockiert, erschüttert und strapaziert. Ich habe immer schon darauf hingewiesen, dass sich keiner im Ernst einbilden soll, für die Terroristen ein unantastbares Heiligtum zu sein. Wenngleich wir unsere Toten in guten Händen wissen, leiden wir doch sehr darunter. Als Erstes müssen wir den Tod nahestehender Menschen und Mitarbeiter als Tatsache zur Kenntnis nehmen und verarbeiten. Dazu kommt der Gedanke an die Brutalität und Gewalt, mit welcher sie ihres Lebens beraubt wurden ... Als Drittes schmerzt uns, dass Menschen eines Volkes, dem die Ermordeten, zusammengerechnet, 75 Jahre selbstlos gedient haben, sich mit Blut befleckten. - Herr, gib den Ermordeten die ewige Ruhe und den Lohn für alles, was sie in Rhodesien als Missionare um deines Namens Willen getan und auf sich genommen haben. Uns hingegen gib die Kraft, dem Mörder und seinen Auftraggebern zu verzeihen. Auch bitten wir um jenen Widerstand, den wir brauchen, um der Versuchung standzuhalten, alle Schwarzen Afrikas ihrem Charakter nach in einen Topf zu werfen!" BV, 8. 12. 76)

In einem weiteren, über vier Seiten langen, engbeschriebenen Brief vom März 1977 geht Bruder Matthias auf alle möglichen Anliegen und Sorgen ein, auch auf ganz persönliche "Auseinandersetzungen" mit Mitbrüdern und Vorgesetzten. Bei allen, auch kritischen Anmerkungen spürt man jedoch immer wieder seine ehrliche Sorge um die missionarische Kirche als ganze. Der Schock der Ermordung wirkt noch nach. Dennoch beteuert er: "Wir sind fest dazu entschlossen, weiterzumachen. Der psychologische Druck, der auf dem einen mehr und auf dem anderen weniger lastet, bringt es mit sich, dass wir füreinander mehr Verständnis und Hilfsbereitschaft, mehr Sorge und Aufmerksamkeit aufbringen. Die schwere Zeit, die wir durchmachen müssen, zeitigt auch sehr viel Positives.

Das Zeugnis, das wir jetzt für unseren Glauben und somit für unsere Kirche ablegen, erfährt eine sichtbare Intensivierung. Gerade weil es für uns verhältnismäßig einfach wäre, alles im Stich zu lassen und Hals über Kopf zu emigrieren, dürfen wir es nicht tun. Die Mehrzahl der Schwarzen schätzt die Missionare und ihre Arbeit sehr. Und wenn der größte Teil der Afrikaner der Meinung ist, die ermordeten Priester, Brüder und Schwestern wären durch verlängerte Arme der (weißen) Regierung ums Leben gekommen, so steckt dahinter eben deren (gemeint sind die Missionare, d. Verf.) Wertschätzung. Es ist für sie einfach undenkbar, dass sie durch Leute ihrer eigenen Rasse so brutal niedergemacht wurden ..."

Da er selber für eine Botschaft arbeite, die sich weder für Rassen noch für Klassen ausspreche, bemühe er sich redlich, allen gerecht zu werden und die ganze Problematik durch die Brille jedes Einzelnen, egal ob schwarz oder weiß, zu sehen. Zum Glück hätten sie – in St. Paul's – bislang keine Konfrontation mit den Terroristen "und Gangstern" gehabt. "Wir leben jeden Tag in der Hoffnung, dass das verrückte Blutvergießen bald ein Ende finden wird ..."

Im weiteren Bericht kommt er auf Dr. Decker, die Missionsärztin, zu sprechen, die alle Hände voll zu tun habe. Zwanzig afrikanische Krankenschwestern stünden ihr zur Seite – und zwei weiße Mariannahiller Schwestern. Ihm selber gehe die Arbeit nie aus, auch sei er froh und dankbar, nach Rhodesien gegangen zu sein. Schwierigkeiten gebe es zuweilen mit den Geschäftsleuten in Bulawayo. Manche seien sehr bequem geworden. Die Bedienung sei hanebüchen, vielleicht auch infolge der Wirtschafts-Blockade gegenüber diesem Land.

Was ihn sonst noch auf St. Paul's umtreibe? – Er habe sechs "Freiluft-Toiletten" gebaut, sei jetzt dabei, Wohnräume für die Schüler zu errichten – und wolle dann die alte, baufällige Kirche reparieren. Der Bau einer neuen Kirche stehe immer noch an, doch dazu müssten auch die einheimischen Christen ihren Beitrag liefern. Vielleicht dadurch, dass sie Ziegel brennten und Handlangerdienste übernähmen.

In einem weiteren, sehr intensiven Abschnitt desselben Briefes greift Bruder Matthias das Thema: Sind Missionare heute noch aktuell? auf und schreibt:

"In der Heimatkirche kriselt und bröckelt es, wenn ihr die Erkenntnis abhanden gekommen ist, dass die Missionare in aller Welt noch eine gewaltige Aufgabe haben ... Wir selber spüren hier in Rhodesien, dass uns die Afrikaner trotz der europäischen Kultur, die uns anhaftet und auf die wir stolz sein dürfen, und trotz des Kolonialismus, mit der unsere Kirche zwangsläufig verwoben war, akzeptieren, uns ernst nehmen, wenn wir das leben, was wir als frohe Botschaft künden ... Unser Aufgabe ist es, der jungen einheimischen Kirche die Gelegenheit zu geben, ihre eigene Identität zu finden ... – Freilich, es ist für keinen von uns (weißen Missionaren, d. Verf.) leicht, im Handumdrehen ein anderer zu werden. Mancher der älteren Missionare verfolgt mit Schauer und Schrecken, welche Entwicklung ‚sein Kind‘ nimmt ... Weil das alles nicht so einfach ist, darf man sich nicht wundern, wenn der eine oder andere ‚Altgediente‘ sich in den Schmollwinkel zurückzieht oder auf einer kleinen, weißen, vorkonziliaren Insel weiterlebt, als habe es die Entwicklung der letzten zehn Jahre gar nicht gegeben."

Direkt im Anschluss daran zitiert er die Ostafrikanische Bischofs-Konferenz: "Missionar zu sein bedeutet Brückenbauer sein zwischen den Kirchen; denn die Verschiedenheit der Gesichtspunkte, die Erfahrungen aus anderen Ländern, können durchaus die eigene Kirche beleben und bereichern." (BV, Bulawayo/St. Paul's, 17. 3. 77)

Mit dieser Aussage konnte sich Bruder Matthias identifizieren. Auch für ihn galt – auf die Kirche bezogen – die Einheit in der Vielfalt.

Vor und nach der Tragödie von St. Paul's

Es lohne sich "vorderhand noch nicht, den Kopf in den Sand zu stecken und auf den Augenblick zu warten, wo die Kommunisten vom Land Besitz ergreifen", schrieb der Vorarlberger in einem Rundbrief an seine Egger Landsleute, wengleich der "in 100 Jahren angestaute und vom Ausland geschürte Hass" zumindest für die nahe Zukunft wenig Hoffnung auf ein friedliches Neben- und Miteinander verspreche. Daran knüpft er die Frage: "Wie kommt es nur, dass Schüler und Studenten von Missionsschulen zu Extremisten, Nationalisten und Kommunisten werden?" – Die Antwort falle ihm nicht leicht; sicher sei, dass über Jahrzehnte nur auf Missionsschulen "Bildung" angeboten wurde – und zwar vom Kap bis nach Kairo. Sicher sei auch, dass der Einfluss des Marxismus und des Kommunismus gerade in den letzten Jahren stark zugenommen habe, vor allem über die in den Ländern des Ostblocks sowie in China und Nordkorea ausgebildeten afrikanischen Studenten.

Zum Glück seien sie – in St. Paul's – bisher von Konfrontationen mit sozialistisch-marxistisch geschulten Terroristen verschont geblieben. "Man freut sich jeden Morgen, wenn man merkt, dass man noch am Leben ist." (EP, 4/77)

Leider musste er diese Erfahrung schon bald revidieren – zumindest in Bezug auf die Terroristen. In seinem nächsten Rundbrief berichtet er sehr ausführlich über den tragischen Überfall auf St. Paul's und die Ermordung Dr. Deckers sowie Schwester Ferdinandas am 9. August 1977. Es liegt zwar schon sechs Wochen zurück, aber der Schrecken und die Grausamkeit dieser mörderischen Tat lassen Bruder Matthias immer noch erschauern. So beschreibt er in allen Einzelheiten den Weg, den die Banditen genommen hatten – von der Bierhalle, wo sie einen Häuptling erschossen, über eine Buschschule, wo sie die Kinder einschüchterten, bis zu ihrer Ankunft im St. Paul's Hospital, ihrer Gier nach Geld und ihres schockierenden Verhaltens gegenüber der Missionsärztin und der Ordensfrau. (Wir kennen bereits alle Details, siehe Seite 137 ff)

Dann erzählt er minutiös, wie es dabei um ihn selber stand: Er habe den ersten Schuss, der Dr. Decker traf, in seinem Zimmer gehört, etwa 200 Meter entfernt, aber nur schwach und undeutlich und es daher für ein kindliches Spiel mit leeren Kübeln gehalten. Doch zirka zwanzig Sekunden später habe es an seiner Tür geklopft: "Als ich öffnete, stand einer meiner schwarzen Arbeiter vor mir und sagte: ‚Bruder, fliehe; sie haben die Ärztin erschossen und sind auf dem Weg, auch dich umzubringen!‘ Im gleichen Augenblick knatterte, vielleicht nur 70 Meter entfernt, eine Maschinenpistole; die Schüsse hatten Sr. Ferdinanda gegolten, wie ich später erfuhr. Über die Sinnlosigkeit meines Eingreifens war ich mir völlig im Klaren. Daher flüchtete ich mit dem Fahrrad meines Angestellten in den Busch. Arg in Verlegenheit brachte mich ‚Filax‘, unser Stationshund, der mit dem Afrikaner gekommen war. Aufgeregt wie er war, wich er keinen Millimeter von mir; ich befürchtete, sein Bellen würde mich verraten. Zum Glück vergaß er dann vor lauter Angst und Aufregung auf jede Geräuschproduktion.

Mehr als ein paar Minuten hielt ich es im Gebüsch nicht aus; ich wusste, dass geschossen wurde, und so trieb es mich gleich wieder zur Station zurück, um eventuellen Verletzten Erste Hilfe zu leisten oder Sterbenden die Kommunion zu bringen. Da ich nach meinem Eintreffen nur mehr Tote fand, erübrigte sich das eine wie das andere."

Später fügte er seinem Bericht noch hinzu: "Ich hatte insofern noch einmal einen guten Schutzengel, als dass ich den Mördern auf dem Weg zurück zur Station nicht in die Hände fiel." Ganze zwei Minuten früher, und er wäre ihnen in die Hände gelaufen. So aber fand er im Hospital alles leer; panikartig hatten Patienten und Krankenhelfer das Weite gesucht – bis auf jene, die nicht laufen konnten. (Wie es weiterging, wie lange es dauerte, bis die Sicherheitsbeamten eintrafen – all das hat (die überlebende) Schwester Damiane Drechsler uns schon berichtet. (siehe oben!) Bruder Matthias erwähnt noch die Beerdigung der beiden Ermordeten und dass vorerst alle Weißen vom Missionskrankenhaus und der Station abgezogen wurden. Er beendet seinen Rundbrief mit der Bitte um Gebet. (RB, Bulawayo, 21. 9. 77)

"Wir bleiben, um unserer Berufung gerecht zu werden"

In zwei Briefen vom August 1978, an seine Lieben in Vorarlberg, beteuert Bruder Matthias aufs Neue, er habe es noch nie bereut, in die Afrika-Mission gegangen zu sein. Zur politischen Lage kommentiert er: Am meisten müsste die Bevölkerung vom Lande leiden – sowohl von den Terroristen wie von den Regierungs-Soldaten; von beiden Seiten würden sie drangsaliiert. Die Zahl der Toten werde zur Zeit mit über 7000 angegeben – Schwarze und Weiße, Terroristen und Armee-Angehörige, Zivilisten und Missionare, Väter und Mütter, Alte und Junge. "Wie immer es hier in Rhodesien weiter gehen wird, es wird mich niemals reuen, in diesem Land als Missionar tätig gewesen zu sein ... Wir (Missionare) bleiben nicht im Land, um die Mutigen zu spielen. Für so naiv soll uns bitte keiner halten! Sondern wir bleiben, um unserer Berufung gerecht zu werden, auch wenn ein Risiko damit verbunden ist." (Bulawayo, 5. 8. und 9. 8. 78)

Mitte Januar des folgenden Jahres schreibt er seinem Bruder Anton: "Mir selbst geht es gut, wenn man von der Lebensgefahr absieht, die einem im Augenblick durch die politische Situation auferlegt ist ... Einmal aber wird auch der Karfreitag Rhodesiens in einen Ostermorgen münden. Betrachtungen über die ersten Christen, deren Verfolgung, über Ölberg, Verklärung und Auferstehung halten einen bei der Stange. Gelt, ihr betet für uns?" (Bulawayo, 15. 1. 79)

Ähnliche Äußerungen und Beobachtungen stehen auch im Rundbrief vom fünften Februar 1979. Er erwähnt eine "Schießerei zwischen Terroristen und Armee-Einheiten auf unserer Pfarrei St. Pius in Bulawayo" und fügt die Bitte an, Gott möge sie vor weiteren Zwischenfällen dieser Art bewahren. "Ansonsten haben wir nicht die Absicht, das Feld zu räumen. Mögen die ersten Glaubensboten, unsere unmittelbaren Vorgänger, und wir selber das eine oder andere

falsch angepackt haben, so soll die junge afrikanische Kirche auf der anderen Seite die positive Erfahrung machen, dass wir bereit sind, gemeinsam mit ihr den Kreuzweg zu gehen ... – Genauso wie Europa nicht von heute auf morgen zum christlichen Abendland geworden ist, genauso wenig lässt sich die Missionierung Afrikas übers Knie brechen. Wo jemand sein Bestes tut und gibt, bleibt etwas hängen." (Bulawayo, 5. 2. 79; EP 2/79)

Zur Erstkommunion eines Neffen schreibt Bruder Matthias auf einer Postkarte: "Das Gebet eures Erstkommunikanten können wir sehr gut brauchen, da der Krieg mit unverminderter Heftigkeit weitergeht. Manchmal ist man richtig erschlagen." (22. 5. 79)

Und in einem längeren Brief an seine Lieben in Egg heißt es: "Der Tag hat sich geneigt, und es will Abend werden. Abend draußen in der Natur, aber auch Abend im Hinblick auf meinen Aufenthalt in Rhodesien. Mein Plan-Soll, bis 1980 in Afrika zu arbeiten, kann als verwirklicht betrachtet werden. Ob es zu einem weiteren Einsatz kommt, wird man zum Jahresende sehen ... Irgendwie werden sich Gottes Wille, meine Wünsche und die Vorstellungen meiner Oberen schon unter einen Hut bringen lassen. Es war mir schon vor zwei Jahren, unmittelbar nach dem Mordüberfall auf meine Missionsstation St. Paul's, freigestellt, das Land zu verlassen oder zu bleiben ... Von den Ermordeten (Frau Dr. Decker und Schwester Ferdinanda) erwarte ich, dass sie im Himmel auf mein Gebet hin für das gestresste Land, in dem sie lebten, arbeiteten und verbluteten, ihren Einfluss geltend machen. Ihren Mördern hingegen ... wünsche ich einen soliden Tritt ins Gewissen ... – Wenngleich es sich bei den feigen Banditen um Schwarze gehandelt hat, so kann man trotzdem nicht alle in einen Topf werfen. Es liegt für mich kein Grund vor zu verschweigen, dass ich oft genug von Afrikanern nicht nur strapaziert, sondern auch höflich zurechtgewiesen und beschämt wurde. Paradoxerweise war es ein Schwarzer, der mich von der Anwesenheit der Terroristen unter Einsatz seines Lebens in Kenntnis gesetzt hat. Aus Rache dafür wurde er ein halbes Jahr später von ihnen für sechs Wochen ins Bett geprügelt ..." (Bulawayo, RB 13. 8. 79)

Ein Jahr später finden wir den lapidaren Satz: "Gott weiß, warum er mich in seine Dienst berufen hat." – Daraus spricht echtes Gottvertrauen. Ohne dieses hätte er seine "dritte Missionsreise" sicher nicht antreten können.

Dritte und letzte "Missionsreise"

Schon auf dem Weg, zurück nach Afrika, schreibt Bruder Matthias seinem Bruder Anton: "Ich trete zuversichtlich und gelöst meine dritte Missionsreise an. Die Ganz-Hingabe an Gott und seinen Dienst erfüllt mich seit 20 Jahren mit sehr viel Freude." (Riedegg, 16. 11. 80)

Seine neue Heimat ist Embakwe am gleichnamigen Fluss, sehr nahe zur Grenze nach Botswana, "am Rande der Kalahari-Halbwüste", wie wir bereits mehrmals vernommen haben.

In seinem Rundbrief vom ersten April ("kein April-Scherz!") 1981 schildert er zunächst die Spannungen zwischen den beiden großen Stämmen des Landes: den Mashona und den Amandebele; Letztere bildeten eine Minderheit von zirka 15 Prozent. Während die Mashona seit Jahrhunderten im Lande lebten, zogen die Amandebele erst um 1835 ins heutige Simbabwe; eine Soldaten-Nation nach dem Vorbild des Zulukönigs Tschaka, die in Raubüberfällen sich bei den ihnen unterlegenen Mashona Vieh, Ernten und Frauen ergatterten. Diese traditionellen Spannungen seien immer noch zu spüren, auch unter den schwarzen Politikern. Bei denen besonders. Man könne von einem "sozialen Zeitzünder" sprechen.

Dann, in einem zweiten Teil, schildert Bruder Matthias die Situation auf der Missionsstation Embakwe, die "vor drei Jahren, bedingt durch Kriegs-Einwirkung, geschlossen werden musste". (Wir erinnern uns: Es war nach der Ermordung der beiden Mariannahiller Brüder Peter Edmund Geyermann und Andreas Georg von Arx!)

Dann ein kurzer Rückblick: "Alle evakuierten Einrichtungsgegenstände wurden auf 30 großen Lastwagenfahrten von der Stadt zurück transportiert. Über 700 eingeschlagene Fensterscheiben und 120 demolierte Türen bedurften einer Erneuerung. Etwa 1000 Kilo Farbe kleben bereits wieder an den Wänden der bisher in Betrieb genommenen Räume ... Auch die Wieder-Instandsetzung der Wasser- und Stromversorgung, der Dampf- und Kühlraum-Anlagen forderten ihren Tribut an Zeit und finanziellen Mitteln ... Die Farm und die Obstplantage wiegen sich noch in ihrem Dornröschen-Schlaf. Über ihre Zukunft wird demnächst entschieden ..."

Das Embakwe-Team setzte sich aus einem Pater, drei Brüdern (davon zwei irische Schulbrüder), zwei afrikanischen Schwestern und einem schwarzen Brüderkandidaten zusammen.

"Als Nächstes stehen die Zäune für die Viehweiden auf dem Arbeitsprogramm. Geschlagene drei Wochen waren wir mit der Heuerei beschäftigt. Die Regenzeit ist noch nicht ganz vorbei – und so hat es uns einige Male erwischt. Das Zeug (Heu) muss weg, selbst wenn man keine Verwendung dafür hätte. Moskitos legen darin ihre Eier ab, und außerdem könnte durch einen Grasbrand das eine oder andere Gebäude der Station Feuer fangen. Ich freue mich, dass der Traktor und das Mähwerk durchgehalten haben. Es ist nämlich gar nicht so einfach, die zu Reparaturen erforderlichen Ersatzteile zu bekommen. Vor dem Mähen musste ein Team von Leuten fuhrenweise Dornen aushacken, Steine, Drähte, Äste und Flaschen orten und beseitigen ..." Gesundheitlich, so hören wir später, gehe es ihm zufriedenstellend. "Dass wir unter Menschen leben, die während des Krieges an der Station Schaden verursacht haben, beeinträchtigt unsere Tätigkeit keineswegs. Was war, das war. Wir predigen ja Gottes Liebe und Gerechtigkeit ..." (Embakwe, 1. 4. 81; EP 3/81)

Ein andermal schreibt er: "Mit Arbeit bin ich gesegnet. An die Wand lasse ich mich jedoch von ihr nicht drücken. Wenn wir das Mögliche tun, besorgt der liebe Gott gerne den Rest." (Embakwe, 29. 5. 81)

Ebenfalls an seinen Bruder Anton ergingen die folgenden Zeilen: "Ich habe nur selten den Wunsch, noch einmal jung zu sein. Gott hat alles so schön auf mich zugeschnitten, sodass es nichts gibt, dem ich nachzutrauern hätte. Wenn man aus den Fehlern lernt und dem Stolz die Flügel stutzt, hat auch das fortgeschrittene Alter seinen Reiz." (Aus einem Glückwunschsreiben zum 50. Geburtstag seines Bruders, Embakwe, 5. 1. 82)

In einem kurzen Schreiben an seine Nichte Christl geht er auf ein anderes Thema ein. Er stellt zufrieden fest, dass es den Seinen in Vorarlberg gut geht: "Das hört man gern, wenngleich man sich dabei Sorgen macht. Was immer über die Reserven hinausgeht, die man hat, geht auf Kosten des Leibes und der Seele. Du wirst dir denken, der Onkel in Afrika hat gut reden. Das mag stimmen. Auf der anderen Seite weiß man auch, dass es genug Missionare gibt, die sich durch ein Übermaß an Arbeit und Sorgen ruinieren. Wenn mich die Leute fragen, wie es möglich war, innerhalb so kurzer Zeit die Station (Embakwe) wieder in Schwung zu bringen, dann sage ich immer: Durch den lieben Gott, der mir immer zur rechten Zeit das Werkzeug und den Arbeitsplan aus der Hand nahm, um für ihn Zeit zu haben – in Gebet und Betrachtung. Glaubensschwund und Materialismus sind die Hauptursachen von Priestermangel, Arbeitslosigkeit und Zivilisations-Krankheiten ..." (Embakwe, 6. 7. 82)

Seinem Bruder Anton schreibt er ein paar Tage später: "Ich spüre an allen Ecken und Enden, dass die Heimat mich materiell und geistig unterstützt. In Riedegg hatte ich kaum mehr Kontakt mit der Gemeinde Egg. Doch das hat sich seit meiner Aussendung (1970) gewaltig geändert. Mein Gott, war das ein schöner Tag für meine Heimatgemeinde, für unsere Familie und für mich selber! Davon lebe ich noch, wenn ich gestorben bin. In mein Gebet und Opfer seid ihr jeden Tag eingeschlossen." (Embakwe, 11. 7. 82) – In einem späteren Brief, ebenfalls an Anton Sutterlüty, heißt es: "Wo Gott uns hinstellt, wollen wir aus den uns gegebenen Umständen das Beste machen." – Es war ein Zwischen-den-Zeilen Wink auf die Tatsache, dass sein Bruder nun schon drei Jahre Bürgermeister von Egg sei!

In seinem letzten Rundbrief an die Egger Landsleute meldet er sich mit "Radio Simbabwe". Es sei nur "ein bescheidenes Lebenszeichen aus dem Urwald". Das vergangene Jahr (1982) habe neben Arbeit und Sorgen auch viel Schönes gebracht. "Unsere Tätigkeit ist vielschichtiger geworden. Seit dem II. Vaticanum sollen die Missionare den ganzen Menschen erfassen – Leib und Seele, Kultur und Tradition, Umwelt und Zivilisation. Dafür (wie man das umsetzt, d. Verf.) gibt es leider noch kein Patent-Rezept. Die Bestimmungen kommen von Rom, die Ausführung bleibt uns überlassen. Man macht es halt so gut man kann; den Rest überlassen wir dem lieben Gott."

Im weiteren Briefverlauf erwähnt er, er sei nun schon 22 Jahre bei den Mariannahillern – und im übrigen sehe die Gemeinschaft auf 100 Jahre zurück. Aber zum Feiern sei es den Leuten im Embakwe kaum zumute: es herrsche große Dürre. Viele Familien hätten ihren ganzen Viehbestand verloren.

Dann folgt eine Natur-Beobachtung: "Vor einer Woche trafen die ersten Schwalben aus Europa hier ein. Ihrer Verspätung nach hatten sie in Österreich einen schönen Herbst. Wie die heuer zu ihrem Futter kommen, muss sich noch herausstellen. Da es keine Ernte gab, sieht man auch wenig Hasen und Feldmäuse. So wurden auch der Schlangen weniger. Interessant, wie Mutter Natur den Futterkreislauf der Tiere reguliert!"

Schließlich, ohne Übergang, stellt er die rhetorische Frage: "Und wie geht es der jungen afrikanischen Kirche Simbabwe? – Die Taufregister sind in ihrem Wachstum dem religiösen Leben der Gläubigen etwas voraus. Es existieren rund um die Hauptstation sogenannte Basisgemeinden. Man trifft sich wöchentlich zum Gebets-Gottesdienst und zu Bibelgesprächen. Die Leiter aller Basisgemeinden kommen zu bestimmten Zeiten zwecks Erfahrungsaustausch zusammen. Unsere fünf Außenstationen sind ähnlich aufgebaut ... Auf diözesaner Ebene wird alles unternommen, um dem Mangel an geschulten Laien abzuhelpen. Ohne die materielle und geistige Hilfe der Heimat hätte man vieles nicht verwirklichen können, was jetzt bestens arbeitet und bereits sichtbare Früchte trägt."

Ganz zum Schluss gibt Bruder Matthias noch einen kurzen Einblick in seine eigene Arbeitswelt: "Ich organisiere die Werkstätten, die Reparaturen und die Bauerei. Straßen, Wasser- und Stromversorgung, Transport, Buchhaltung und Organisation halten mich auf Trab. Der Beruf eines Missionsbruders ist etwas Faszinierendes. Der ‚Schwarze‘ Kontinent ist beileibe nicht so dunkel und düster, wie man ihn sich gelegentlich vorstellt ..." (EP, 1/83)

Damit beenden wir seine Brief-Berichte. Die Ereignisse vom 10. November 1983 setzten seinem so eifrigen, so hellhörigen missionarischen Einsatz ein jähes Ende.

Brutaler Mord am Damm des Stausees

Wie es dazu kam & welche Reaktionen es auslöste /

Recherchen vor Ort

Bruder Matthias starb den Marter-Tod

Die Situation am Tag des Geschehens

1983 war für Matabeleland ein schlimmes Jahr. Zu Hunderten, vielleicht gar zu Tausenden trieben die "Dissidenten" (ehemalige Untergrundkämpfer oder auch allgemein Unzufriedene bzw. mit der Regierungspolitik nicht Einverständene) ihr Unwesen – sengten, plünderten, raubten, mordeten. Zur politischen Unsicherheit kam eine große Dürre. Der Regen war weithin ausgeblieben. Schmalhans war allenthalben Küchenchef. Das Maismehl war im ganzen Land

knapp geworden. Der Mariannahiller Missionar Pater Alfons Schöpf schrieb damals aus Gwanda: "Das Hauptnahrungsmittel war in der Tat so knapp geworden, dass viele Menschen unserer Region hungrig schlafen gingen. In einem Bergwerk (in unserer Pfarrei gelegen) konnten die Männer nicht mehr untergrund arbeiten. Daraufhin schickten die Minenbesitzer einen Lastwagen in den Norden des Landes, um Maismehl zu besorgen. Sie mussten 370 Kilometer zurücklegen ... – Ich verteile an die Allerärmsten monatlich 20 Kilo; es sind vor allem kinderreiche Familien und alleinstehende Alte. Aber auch die allgemeine Unsicherheit bedrückt die Menschen ... Einem unserer Maurer haben Banditen den Kral angezündet; er selber konnte fliehen. Vom Nachbarkral haben sie drei Mädchen verschleppt ... Dann kam die Nachricht vom Überfall auf eine weiße Farmerfamilie; auch ihr Haus wurde angezündet. Auf einer anderen Farm, ebenfalls in unserer Nähe, wurden vier Menschen erschossen; einfach so ..." (Gwanda, Januar 1984)

Zu dieser äußeren Unsicherheit kam im Embakwe, wo Bruder Matthias wirkte, noch die lokale Unstimmigkeit der dortigen Afrikaner: Sie hatten Jahrzehnte auf der Missionsfarm gewohnt und davon profitiert. Jetzt, nachdem das Land ihnen übereignet worden war, mussten sie mehr denn je für sich selber sorgen. Das betraf – damals, im letzten Drittel des Jahres 1983 – vor allem auch die Versorgung mit Wasser. Der große Staudamm von Embakwe (mit 20 Millionen Hektoliter Fassungsvermögen) war von der Mission angelegt worden – zum Nutzen aller. Auch die schwarzen Farmer konnten ihr Vieh dorthin zur Tränke bringen; ihre Wasserlöcher wurden unterirdisch vom Stausee gespeist. Als nun Bruder Matthias – nach der Wiedereröffnung der Station – sah, dass die aus Erde angehäufte Damm-Mauer Schäden aufwies, machte er sich daran, diese auszubessern. Vor allem wollte er den Damm durch einen neuen Stacheldrahtzaun schützen. Die Rinder hatten offensichtlich frühere Zäune durchbrochen und dementsprechend den Damm zertrampelt und somit auf längere Sicht nicht nur arg demoliert, sondern auch zur Gefahr werden lassen. Ein plötzlicher Dambruch hätte verheerende Folgen gehabt.

Das aber, die Ausbesserungs-Arbeiten am Damm von Seiten der Mission, schienen die Afrikaner nicht so recht zu verstehen. Auch nicht, nachdem Bruder Matthias und Pater Johannes Banning es ihnen wiederholt erklärt hatten.

Für Pater Banning, dem Rektor der Station, war der Vorarlberger schier unersetzlich, vor allem was die Instandsetzung und Instandhaltung der Betriebe und Anlagen betraf: "Ohne ihn hätten wir kein Wasser, keinen Strom, keine gut funktionierenden Autos, keine Zäune und keine guten Straßen. Ohne ihn hätten wir keine guten Stühle, keine Türschlösser und keine Fahne auf dem Kirchturm. Aber weil er da ist, haben wir alles – und noch viel mehr. Er leitet die Schreinerei und Tischlerei; er ist der Direktor des kleinen Embakwe-Museums. Was kaputt ist, macht er wieder heil, und alles ohne zu brummen, sondern mit wahren Eifer, und Dienst an allen, die seine Hilfe brauchen." (Brief aus Em-bakwe, 1982)

Spurensuche per Hubschrauber und Spürhunde

Ein solch ausgefüllter Tag war der zehnte November 1983. Bruder Matthias war mit sechs schwarzen Arbeitern zum Damm des künstlich angelegten Stausees am Tshankitsha-Fluss gefahren – nur wenige Kilometer von der Missionsstation entfernt. Dort waren sie schon seit einer Woche beschäftigt, einen alten Viehzaun zu reparieren und einen neuen um die Staumauer zu errichten. Das war an einem Donnerstag. Seltsamerweise war einem der irischen Brüder (Christian Brothers) tags zuvor, als er mit mehreren Buben in der Nähe des Dammes Dünger für die Schulgärten einsammelte, aufgefallen, dass der sonst eher stark frequentierte See schier einsam vor ihnen lag: keine Angler, keine Hütebuben, keine Rinder.

Davon wusste Bruder Matthias nichts. Er und seine Arbeiter gingen sofort daran, die Sicherung des Erdwalls voranzutreiben – damit, wie erwähnt, das Vieh der Station und das der benachbarten schwarzen Landwirte keinen weiteren Schaden anrichte. Gewöhnlich fuhr der Bruder die Arbeiter früh hinaus und kehrte dann auf die Station zurück, wo er diversen anderen Arbeiten nachging. An diesem Donnerstag aber – so hatte er zuvor Pater Banning mitgeteilt – wollte er draußen bleiben; die Errichtung des Viehzauns entlang der Staumauer erfordere seine Mithilfe.

Als er zum Mittagessen nicht zurückkam, wunderte man sich zwar ein wenig, meinte aber, es sei sein eigener Wunsch gewesen. Er war aber auch noch nicht zurückgekehrt, als Pater Banning gegen 16.30 Uhr von einer Buschfahrt vom benachbarten Dukwe heimkam. Leicht beunruhigt, fuhr daraufhin der (irische) Maristenbruder Horan mit einem schwarzen Arbeiter zum Staudamm. Dort fanden sie das total ausgebrannte Fahrzeug der Mission, jedoch keine Spur von Bruder Matthias; auch nicht von seinen schwarzen Gehilfen.

Bruder Horan kehrte sofort um und alarmierte die anderen Missionare, die Polizei in Plumtree und das Heer. Mit einem benachbarten Farmer fuhren dann die Missionare abermals zum Stausee hinaus. Wiederum ohne irgendeine Spur zu sichern. Die anbrechende Dunkelheit machte ein Weitersuchen unmöglich. Jetzt informierte der Farmer die Luftlande-Einheit in Gwanda und bat sie, bei der Suche nach dem Verschwundenen mitzuhelfen. Anderntags, früh um 5.30 überflogen die ersten Hubschrauber das Gelände am Embakwe-Stausee. Am Boden wurden von der Polizei und den Soldaten Spürhunde eingesetzt.

Um 7.30 Uhr (am Freitag) standen plötzlich alle sechs Arbeiter, die mit Bruder Matthias tags zuvor am Stausee waren, vor dem Gebäude der Missionare in Embakwe. Sie hatten leichte Wunden und wirkten eingeschüchtert und verstört. Auf die Frage, wo Bruder Matthias sei, kam zunächst nur ein stummes Achselzucken; dann folgten unklare Wortfetzen. Die Polizei nahm sie zunächst in Haft. Etwas später meldete sich ein Weißer von der benachbarten Farm: Die Missionare sollten sofort kommen! – Dort erwarteten sie mehrere Offiziere – und die schreckliche Nachricht, Bruder Matthias Paul Sutterlüty sei ermordet aufgefunden worden.

Im Post-Mortem-Bericht der Polizei, ausgestellt von Dr. S. S. Panwar (und Constable David) am 14. November 1983, wird die Todesstunde mit 24.00 Uhr (10. 11. 83) angegeben; das Alter mit 50 Jahren, die Größe mit 1,80 und das Gewicht mit 75 Kilo. Dann folgt die Feststellung: "Der Verstorbene wurde von Dissidenten entführt, in den Busch verschleppt, wo er erschossen wurde."

Die ärztliche Untersuchung ergab aber ein anderes Bild: Die Fingernägel waren blau; Quetschungen am linken Hand- sowie an Fingerrücken, ebenso oberhalb beider Knie und am linken Arm. Dann werden vierzehn Stichwunden aufgezählt in Brust, Nacken, Hinterkopf, Rücken, Stirn sowie über dem rechten Auge ... Zwei der Stiche drangen bis zum linken Lungenflügel vor, ein anderer zum rechten, sodass beide Lungenräume zusammenfielen; in beiden befand sich Blut.

Als Todesursache: "Vielfache Stichwunden, die beide Lungenflügel verletzten; Zusammenfall der Lungen, Lungenblutung und Schock" (Soweit das Dokument des Arztes)

In einem Bericht von der Geheimpolizei (Plumtree-CID) an den "verantwortlichen Priester" der Embakwe-Mission, ausgestellt am neunten Dezember 1983, heißt es: "Am 10. November 1983 gegen 10.30 Uhr arbeitete Bruder Matthias Sutterlüty am Embakwe-Damm mit sechs Arbeitern von der Missionsstation. Er errichtete gerade einen Zaun am Damm, als sich zwölf (sic!) Dissidenten, mit A.K.-Gewehren bewaffnet, ihm näherten. Die Dissidenten forderten alle auf, sich zu ergeben und die Hände über den Kopf zu halten, was sie auch taten. Dann fragten sie Bruder Sutterlüty, ob er ein Gewehr bei sich habe. Er antwortete, er habe keines. Sie warfen ihm vor, er zäune den Damm ein, damit das Vieh der Nachbarn vom Gemeindeland keinen Zugang zum Wasser mehr hätte. Sie forderten ihn und seine Arbeitergruppe auf, mitzukommen; sie gingen einige Meter vom Damm weg und befahlen allen, sich niederzusetzen. Dann teilten sich die Dissidenten in zwei Gruppen. Einigen Arbeitern befahlen sie, die eine Gruppe dorthin zu begleiten, wo der Wagen der Mission geparkt war. Die andere Gruppe blieb zurück und bewachte Bruder Sutterlüty und die restlichen Arbeiter. Als die eine Gruppe den Platz erreicht hatte, wo der Wagen stand, befahlen sie den Arbeitern, Brennholz zu sammeln; dann öffneten sie die Motorhaube, ließen Benzin herauslaufen und setzten den Wagen in Brand. Anschließend kehrten sie zu der anderen Gruppe zurück und marschierten (zusammen) etwa sechs Kilometer ins Gelände der Wilberforce-Farm. Dort befahlen sie Bruder Sutterlüty, in das (Ameisenhaufen) Loch zu steigen, mit den Füßen voraus, und stachen ihm zweimal mit dem Bayonett in die Brust, einmal in den Kopf - und töteten ihn. Dann befahlen sie den Missionsarbeitern, seinen Körper mit Erde und Steinen zu bedecken. Danach schlugen die Dissidenten die Arbeiter mit Stöcken und sagten ihnen, sie sollten nichts davon der Polizei oder der Armee berichten. Wenn sie es doch täten, würden sie sie töten. - Der Leichnam wurde von der Armee am 11. November 1983 gefunden." Unterzeichnet wurde der Report von "DSO Mthombeni S.B.K."

Nachgereicht & neu überdacht

Spätere, zusätzliche Informationen weisen darauf hin, dass Bruder Matthias eines unmenschlichen Todes sterben musste. Mit einem Vorstoßhammer hatte man ihm die Schädeldecke zertrümmert, dann – wie bereits erwähnt – mit 14 Bajonett-Stichen zerstoichen und zuletzt in einem Ameisenloch buchstäblich verscharrt. Ärztlichen Aussagen zufolge soll er, schon vergraben, noch einige Zeit gelebt haben. Verzernte Finger und Speichelblasen auf den Lippen legten nahe, dass er, obwohl bewusstlos, erst später starb.

Im Nachhinein wurden weitere Details bekannt:

1. Die Dissidenten waren wohl mehrheitlich Anhänger des damaligen Oppositionsführers Joshua Nkomo; die Regierungstruppen Robert Mugabes kamen gegen diese marodierenden Banden kaum an; zuweilen gingen sie selber nicht minder grausam vor.

2. Etwa 14 Tage vor der Ermordung des Missionars aus Vorarlberg feierte einer der Patres von Embakwe in einem benachbarten Dorf die Eucharistie – und zwar im Heimatkral eines der sechs Arbeiter, die mit Bruder Matthias am Stausee tätig waren. Damals, also zwei Wochen vor dem Überfall, tauchten plötzlich Dissidenten auf und hetzten gegen die Mission. Ausgerechnet dieser Mann, in dessen Hütte die Messe stattgefunden hatte, war anschließend spurlos verschwunden. Wurde er mundtot gemacht? Ist er selber entlaufen? War er mitbeteiligt? – Es ist nie aufgeklärt worden. (Vgl. Brief von C. Hofmann an den Verf. – Fatima-Mission, 5.12. 83)

Pater Norbert Zürrlein, damals Provinzial der Mariannahiller in Simbabwe, und Bischof Dr. Heinrich Karlen von Bulawayo fuhren am 11. November zum Tatort auf die Embakwe-Mission. Unterwegs, auf der Polizeiwache in Plumtree, wo sie gegen 9.30 Uhr vorbeikamen, erfuhren sie erste Einzelheiten: Die Leiche befand sich im dortigen Krankenhaus: "Wir durften ihn sehen; Bruder Matthias machte eigentlich einen friedlichen Eindruck. In seinem Gesicht konnte man nichts von den erlittenen Qualen erkennen, nur einige kleinere Wunden." (Bulawayo, 13. 12. 83 – Bericht an das Generalat der Mariannahiller in Rom)

Im selben Schreiben verweist Pater Norbert auf die allgemeine Beliebtheit des Ermordeten. Die Leute hätten ihn geschätzt und respektiert. Feinde habe er keine gehabt – ausgenommen vielleicht ein Arbeiter, der früher viel mit Bruder Matthias bei Arbeitseinsätzen zusammen gewesen sei, aber dann – im Juni oder um diese Zeit – aus dem Team entlassen worden war, weil er den Wagen der Mission ohne Erlaubnis genommen und damit einen Unfall verursacht hatte. Ob dieser Mann hinter dem Überfall steckte? Pater Norbert bezweifelte es; es seien ja alles Vermutungen. (Vgl. Bericht, s. o.) Die Beerdigung fand am Dienstag, den 15. November statt – unter großer Anteilnahme der Bevölkerung und im Beisein seines (leiblichen) Bruders Pfarrer Hans Sutterlüty aus Batschuns in Vorarlberg. Das Requiem zelebrierte Bischof Karlen – in Konzelebration mit zahlreichen Priestern, darunter der Sekretär des Pro-Nuntius sowie Weihbischof Mutume von Harare.

Provinzial Pater Norbert Zürrlein verwies in seiner Ansprache auf das Bibelwort: "Sogar Eltern und Brüder, Verwandte und Freunde werden euch auslie-ern – und manche von euch wird man töten." (Lk 21,16) – Auf Bruder Matthias bezogen, fuhr er fort: "Da war ein verhältnismäßig junger Mann, immer froh, zu jedem höflich. Er verließ sein Haus, seine Eltern, ging in ein fremdes Land, um für die Menschen dort zu arbeiten – ohne einen Pfennig dafür zu bekommen. Und dann wurde er ermordet, vielleicht gerade von denen, für die er sich abgerackert hat.

Ein solcher Tod stimmt uns traurig, oder beängstigt sogar einige von uns. Aber wenn wir zu Christus aufschauen und uns seiner Worte erinnern, dann sollte es uns gar nicht überraschen ... – So dürfen auch wir nicht überrascht sein, wenn solche Ereignisse wie dieser unsinnige Mord an Bruder Matthias geschehen; mehr noch, wir sollten nicht ängstlich oder mutlos werden – und schon gar nicht verbittern. Was anders könnten wir erwarten, da unser Herr (schon vor uns) verfolgt wurde?"

Dann skizzierte er den Lebenslauf des Ermordeten und erwähnte noch, dass auf seinem Schreibtisch in Embakwe eine Spruchkarte gefunden worden sei mit der Aufschrift: "Der größte Gegner des heiligen Geistes ist die Durchschnittlichkeit." Dieses Motto fasse sein ganzes Leben als Ordensmann zusammen. Denn "er gab sich nicht damit zufrieden, Ordensbruder zu sein; er blieb sich stets der großen Anforderung bewusst, die Christus an uns alle stellt: Seid ihr also vollkommen, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist! (Mt 5,48) ..."

Bruder Matthias war immer bemüht, vollkommener zu werden. "Darum ist auch sein Sterben eine Herausforderung an uns alle, besonders an uns Ordensleute – nicht selbstzufrieden zu verharren, sondern unermüdlich nach Vollkommenheit zu streben – ohne gleich den Mut zu verlieren ... – Wichtiger noch, wir müssen Menschen der Hoffnung sein. Auch wenn der heutige Tag ein Tag der Trauer ist; als Christen sind wir nie ohne Hoffnung. Wir hoffen und vertrauen im Gebet, dass sein Blut nicht umsonst vergossen wurde, sondern mithilft, unserem zerrissenen Land Frieden und Einheit zu bringen."

Pfarrer Hans Sutterlüty schrieb einen Bericht über seine Eindrücke von der Beerdigungsfeier, auch von seinem kurzen Besuch an der Stelle der Staumauer bei Embakwe, wo das Auto seines Bruders in Brand gesetzt worden bzw. von jenem Ameisenhaufen, wo er auf so grausame Weise zu Tode gekommen war. Die liturgische Feier in der St. Mary's Kathedrale von Bulawayo sei sehr beeindruckend gewesen; englische und Sindebele-Gesänge seien abwechselnd vorgetragen worden. "Eine große Freude für mich war, dass ich zusammen mit Afrikanern und Ordensleuten den Sarg meines Bruders aus der Kirche zum Auto tragen durfte."

Pfarrer Sutterlüty erwähnte auch, dass um 14.30 Uhr der Rauch des brennenden Autos gesehen worden sei. Ob hinter der Ermordung politische Gründe lägen, Hass gegen die Weißen, oder eine geplante Aktion der Einheimischen, sei schwer zu klären. Die Dissidenten sollen gesagt haben:

"Jetzt nehmen sie uns auch noch den Damm weg!" – wohl nicht wissend, dass immer schon ein Zaun da war, um die Erdmauer zu schützen – und eben nicht, um das Vieh der Einheimischen von der Wasserstelle fernzuhalten. "Es ging Bruder Matthias und der Missionsstation nur um den Schutz des Dammes ... Ich möchte schließen mit den Worten, die Bruder Matthias erst kurz vor seinem Tod an Schwester Verena geschrieben hat: ‚Ich bin froh, dass ich mein Lebensprogramm auf den leidenden Heiland ausgerichtet habe. Das gibt mir jeden Tag unendlich viel Kraft und Segen:‘" (Vgl. CMM-News)

Einzelstimmen und Nachrufe

"Wir, die Hinterbliebenen auf der Missionsstation, sind um einen großartigen Helfer und tiefreligiösen Menschen ärmer geworden. Die Lücke ist unfassbar, schmerzlich ... Bruder Matthias wies selbst immer wieder auf das Kreuz hin. Er sagte: ‚Ich schaue jeden Morgen auf zum Heiland, und dann kann ich den ganzen Tag über froh sein, was immer kommen mag.‘ Ja, er war ein froher Mensch, froh, weil er sich mit Christus verbunden wusste, auch im täglichen Leben des Alltags – und ganz sicher in seinem Sterben." (Johannes Banning, Embakwe)

"Der Tod von Bruder Matthias ist umso schmerzlicher, weil er so durchsichtig, so ehrlich und offen war. Oft konnte man ihn mit den Leuten scherzen, singen und tanzen sehen. So kam auch seine Sorge um die Menschen und ihre Nöte zum Ausdruck, wenn er über den Zustand ihrer Rinder sprach oder wenn er Geschichten erzählte von seinen Arbeitern und deren Zuhause. Er war ganz Herz, ganz Seele!" (Brother Duncan, CB)

"Mir ist leider nur das Eine in Erinnerung geblieben (wenn ich an Bruder Matthias zurückdenke und die Zeit seines Noviziats) – nämlich, dass er immer gut aufgelegt war; dass er Sinn für Humor hatte – und viel Freude verbreitet hat. Das war sicher ein Wesenszug; er war selbst ein froher Mensch und hat so viel Freude ausgestrahlt." (Andreas Stadler – einst Novizenmeister von Bruder Matthias – in einem Brief vom 17. 1. 84)

Andere Ordensobere urteilten – vor allem in der Zeit, als Bruder Matthias noch in der Ausbildung war bzw. die ewige Profess noch nicht abgelegt hatte:

"Ein zufriedener und glücklicher Neuprofesse" (Ferdinand Holzner, Generalsuperior, 1964)

"Immer hilfsbereit und freundlich; rücksichtsvoll, gefällig, bescheiden; humorvoll und von kerniger Frömmigkeit; äußerst höflich; bei allen beliebt ..." – so die immer wiederkehrenden "Urteile" seiner Mitbrüder. Und ihre Einschätzung hat über Jahre gehalten. Bruder Matthias ist auch kurz vor seiner Ermordung mit den gleichen wohlwollenden Eigenschaften bedacht worden.

Ganz zum Schluss dieses Lebensbildes noch ein Hinweis auf die Trauerfeier in Egg/Vorarlberg, der Heimatgemeinde. Sie fand am 19. November 1983 statt. Dazu waren viele österreichische und deutsche Mariannahiller erschienen –

unter ihnen Generalvikar Pater Diemar Seubert/Rom und Provinzial Pater Hildemar Warning/Würzburg. Alle Geschwister des Ermordeten waren anwesend – allen voran Dr. Anton Sutterlüty, Jurist und damals Bürgermeister der Gemeinde.

Es war eine nicht minder beeindruckende Feier als die in Bulawayo. Ein Gedenk-Gottesdienst für einen Missionar, der vielleicht eines Tages als Märtyrer in der jungen Kirche von Simbabwe gewürdigt wird.